

Das 6. Kapitel preist die Naturfreude als Trösterin im Leid. „Naturfreude und Wohnungsnot“, „Natur und Erziehung“, „Natur und Heimatgefühl“ lauten die Überschriften der letzten Abschnitte. Nach dem bisher Gesagten kann auf Proben aus ihnen verzichtet werden, zumal auch sie auf der gleichen Höhe wie die früheren streben und das Interesse bis zum Schluß wachhalten. Einen besonderen Reiz des Buches bilden die verhältnismäßig zahlreichen und zugleich vielseitigen Belegstellen, die teilweise der neuesten Literatur entnommen sind und einen interessanten Einblick in das Geistesleben des Verfassers gewähren. Mag auch dessen rosigter Optimismus die Bedeutung der Natur in mancher Beziehung überschätzen, jedenfalls bedeutet das gehaltvolle Buch eine schätzenswerte Bereicherung unseres Schrifttums und wird auch nach der Kriegszeit wohl noch an Wert gewinnen. Möge es bei allen, die an der Gesundheit des Volkes interessiert sind und besonders bei denen, die es in erster Linie angeht, viele Leser finden und reichen Segen stiften!

Epenet.

Schler

## 2. Anzeige.

**Im Vord.** Kriegserlebnisse bei der schwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutschlands. Von Anton Feudrich. Preis geb. M. 1.—, gebd. M. 1.60. Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung.

Feudrich war bei seinem Besuch der deutschen Flotte auch längere Zeit mit Prinz Heinrich, dem Bruder des deutschen Kaisers, beisammen, und zwar auf der Fahrt von Berlin nach Wilhelmshaven. Darüber schreibt Feudrich in dem Büchlein: Gleich nach der Abfahrt ließ mich der Admiralstabschef zu sich rufen. Der Prinz Heinrich von Preußen, der Großadmiral und Generalinspekteur der Marine, möchte mich gerne kennen lernen, sagte der Admiral. Fünf Minuten darauf führte mich eine Ordonnanz in den Salonwagen, wo in einem großen, viereckigen Raum die hohe Rückenlehne des Prinzen dem Admiral gegenüber saß. Der Prinz Heinrich ist der Seefahrer in der deutschen Kaiserfamilie, und sein hart ausgemeißelter Kopf erzählt von langem herbem Seemannsleben. Er stand auf, begrüßte mich mit schlichter Natürlichkeit und bat mich nach einigen freundlichen Worten über meine Bücher, Platz zu nehmen. Zwischen dem Bruder des Kaisers, der beim Volk immer als Verweiser der deutschen Flotte gegolten hat, und dem Chef des Admiralsstabs war ich nun wirklich mit allem, was mir auf der Seele brannte, vor die rechte Schmiede gekommen. „Sie wollen also unsere Schiffe sehen?“ fragte der Prinz freundlich und nahm sich eine Zigarette. Der Admiralstabschef fuhr fröhlich blinzeln mit einem kleinen Blankenangriff auf mich dazwischen: „Herr Feudrich hat in Berlin die Befürchtung ausgesprochen, er werde bei uns vielleicht nicht so viel erleben, wie an der Ost- und Westfront. Ich habe ihn schon getrübt, der Schützengraben an der Waterkant sei nicht so erlebnisarm, wie das im Land vielleicht den Anschein habe.“ „Ja, sehen Sie,“ begann der Prinz, „das ist ja nun einmal so hier oben. Kein Mensch weiß, was bei der Marine gearbeitet wird. Niemand ahnt, was die Technik alles zu leisten hat, um überall nachzukommen. Und sie leistet es. Es ist ganz großartig. Aber alle: das geht in der Stille vor sich. Wir sind immer bereit; aber — sie kommen ja nicht!“ „Sie!“ — Das Wort bedurfte keiner Erläuterung. In dem Seemannsgeicht des Prinzen, in das der Sturm und unsere Zeit große Runen geschrieben haben, flammte es auf, und der Großadmiral sagte einfach, würdig und fest: „Dieses Volk hat den Krieg mit uns angefangen aus Geschäftseid!“ Das klang wie ein Bekenntnis und wie eine Erkenntnis. Ich schwieg. Der Bruder des Kaisers blieb gleichfalls stumm. Auch der Admiralstabschef unterbrach die berechte Stille nicht. In des Prinzen Kopf, darin sah das Denken aller Fürstengeschlechter paart mit dem neuen Geist der die Elemente überwindenden Technik — (es ist einem Sozialdemokraten, der die Weisensätze in den Köpfen echter Volksführer liebt und schon oft genug lobte, vielleicht auch erlaube, einen Blick für die Sprache der Sätze bei Männern aus alten Herrscherfamilien zu haben!) — ruhten ein paar große graue Stahlaugen, die in der Vergangenheit Bilder zu suchen schienen. Dann kam es bestimmt und trocken, etwa so, wie man eine physikalische Beobachtung von sich gibt, aus dem Munde des Großadmirals: „Ich habe mit ihnen jahrelang gelebt und gearbeitet, Tennis gespielt und gefeselt, aber alles bei ihnen, sogar beim Spiel und Sport, ist nur die Sucht, mit allen möglichen Kniffen obendrauf zu kommen. Naive Freude am Spiel kennen sie nicht; nur Selbstsucht und brutalen Egoismus!“ „Und wer

nicht auch so handelt, den halten sie für dumm" — bemerkte ich dazwischen. Der Prinz antwortete nicht, schien aber nicht anderer Ansicht zu sein. Denn er schloß das Gespräch über „sie" mit den Worten: Nur eines wird sie zur Verunscht bringen, brutale Kraft! „Man darf doch hoffen, daß es bald soweit kommt?" fragte ich. „Sie kommen in eine interessante Zeit!" gab diesmal der Admiralstabschef bedeutungsvoll zur Antwort. Prinz Heinrich nickte dazu und spann den Faden weiter: „Das Wunderbare dabei ist, wie langsam sich alle unsere Leute bis zum Hecker in dieser ständigen Bereitschaft halten, bei der es nie zu einem rechten Ausbruch kommt." „Es scheint also", bemerkte ich, „daß die Volkspannung in der deutschen Marine größer ist, als das Licht, das sie verbreitet." „Ja, das ist ganz der richtige Ausdruck," gab der Prinz zurück, „wenigstens wie die Dinge vorerst liegen." Der Zug rollte zwischen Marsch und Moor dahin. Der Abend sank langsam über die Heide. Der Prinz sprach über die Pläne in der Ostsee, über alles, was er mit dem Admiralstabschef zusammen auf der gemeinsamen Planke schon erlebt hatte, und Wilhelmshaven kam näher. Ich nahm Abschied. „Sie werden vieles und Großartiges sehen, das ganz in der Stille geworden ist, und auf das wir stolz sein können!" sagte der Prinz, als er mit die Hand gab. Der Eindruck, in dem Großadmiral eine gerade Seemannsnatur und einen gütigen, einfachen Menschen kennen gelernt zu haben, hat mich seit der Unterredung nicht mehr verlassen.





## Den im Feindesland Begrabenen!

Zu Allerseele 1917

Wir schmücken die Gräber der Toten —  
Ihr aber liegt fern von hier,  
Wie der Heimat Geleg es geboten,  
Ihr, Deutschlands herrlichste Zier.

Uns führen zu Euch keine Sterne  
Ins Land der Feinde hinein;  
So segnen wir aus der Ferne  
Doch Euer schlafend Weein.

Und unsre Gedanken umfliegen  
Die Stätten ob Eurem Grab,  
Darein Ihr nach herrlichen Siegen  
Zum Schlummer sanft hinab.

Die Erde, die Euch umhüllet,  
Trägt Früchte, duftig und schwer;  
Von Weideseegen erfüllet  
Zieh'n Lüfte darüber her.

So schlummert Ihr wohlgeborgen,  
Bis einft die Erde zerreiht —  
In jenem künftigen Morgen,  
Der Auferstehung verheißt.

Wenn dann in gewaltigen Strahlen  
Ein Leuchten die Himmel durchdringt,  
So glänzet ob Euren Malen  
Das allerhimmlische Licht!

Peter Schneider